

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 13 (1937)
Heft: 45

Artikel: Omar, der närrische Dichter
Autor: Herczeg, Franz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-752029>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Omar, der närrische Dichter

Eine indische Legende von Franz Herczeg

(Autorisierte Uebersetzung aus dem Ungarischen von Grete Neufeld)

In Schirahan, der Stadt der Palmen, befindet sich eine Moschee mit einem goldenen Dach, die von einer hohen Mauer umfriedet ist; diese Mauer trennt sie von dem Bazar, wo wunderschöne Seidenteppiche, Damaszener Schwertklingen und feurig blickende Sklavinnen feilgeboten werden. Bis zur Zeit des zweiten Gebetes halten sich am Fuße der Mauer die Märchenerzähler und Dichter auf. Vor jedem einzelnen ist ein Teppich ausgebreitet, auf dem ein Messingteller steht. Die reichen Kaufleute, die vom Bazar kommen, steigen von den Pferden, setzen sich auf den einen oder anderen Teppich und lassen sich ein Märchen erzählen oder ein Gedicht deklamieren. Kameltreiber, Wasserträger, Soldaten und Frauen sammeln sich an und lauschen mit verhaltenem Atem den Worten des Dichters. Gefällt seine Erzählung, dann fallen auch die Gaben um so reichlicher in seinen Teller. Da gibt es Poeten mit langen Bärten, die von Helden und wunderschönen Feen berichten, so wie sie es von ihren Vätern gelernt haben; andere geben lustige Geschichten zum besten, mit denen sie ihre Zuhörer unterhalten, während eine dritte Art ihren Ehrgeiz darin erblickt, das Volk zu Tränen zu rühren.

Emil Hussein war ein großer Freund der Dichter. Wenn er nicht gerade Krieg führte, ließ er sich von ihnen stundenlang Märchen erzählen. Er erließ sogar ein Gesetz, wonach bei allen Rechtsstreitigkeiten unter den Märchenerzählern nicht der Kadi, sondern immer nur der Älteste unter den Poeten: der Märchen-Scheid entscheiden sollte.

Da geschah es, daß das Volk an einem Markttag einen Mann in einem zerlumpten Rock vor den Scheich der Märchenerzähler schleppte. Die Hände des hageren, schwarzhaarigen Jünglings waren auf seinem Rücken gebunden. Die erregte Menge begleitete ihn lärmend und drohend.

«Urteile über ihn, Scheich! Uebe Recht!» brüllten die Menschen im Chor.

Der alte Scheich erkannte in dem Jüngling sofort den närrischen Dichter Omar Deli, der eher ein umherziehender Bettler als ein Märchenerzähler war. Bei dem Volk war er nicht sonderlich beliebt; denn er war stolz wie ein Fürst und launenhaft wie eine Sultansfrau. Er erzählte nur dann, wenn er eben in guter Stimmung war. Aber seine Geschichten waren herb und traurig, hatten weder einen Anfang noch ein Ende, niemand verstand sie recht. Omar lebte daher auch immer in großer Not; denn die Menschen gönnten ihm nicht einmal eine Dattel. «Was ist des Jünglings Vergehen?» erkundigte sich der Scheich.

«Er hat einen Gläubigen umgebracht! Einen braven Krämer hat er ermordet! Der beste unter den Dattelhändlern ist durch seine Hand gestorben! Er stieß ihm seinen Dolch ins Herz! Heute früh, beim weißen Biennen!» riefen die Leute durcheinander.

«Ist die Anklage wahr?» fragte der Scheich den Märchenerzähler.

Der närrische Omar lächelte hämisch und er sah sich hochmütig im Kreise um. Dann warf er den Kopf empor.

«Ja!»

«Hat dich vielleicht deine große Armut zur Sünde getrieben, Omar?»

«Nein! Ich habe ihm nichts geraubt.»

«Hast du ihn vielleicht aus Rache getötet? Hat er deine Verse geschmäht?»

«Ich habe ihn deshalb getötet, weil er mich gelobt und mir ein Geldstück geschenkt hat!»

Die Umstehenden wurden ganz entsetzt. Der Scheich aber gebot Ruhe.

«Erzähle mir mein Sohn, wie es sich zugetragen hat.»

Und Omar Deli erzählte:

«Unter allen Dichtern Schirahans bin ich der elendste. Nach meinen Versen trägt niemand ein Verlangen, da ich nicht nach dem Geschmack der Menschen zu singen verstehe. Früher, wenn mich der Hunger so recht quälte, versuchte ich hin und wieder, mir die Gunst des Volkes zu erringen. Ich erzählte von Helden, die goldene Helme trugen und ohne Unterbrechung acht Tage lang kämpften, — von Nymphen mit feurigen Augen, die in demantenen Palästen wohnten, — ich erzählte ihnen von fliegenden Geistern, von singenden Rosen, sprechenden Kamelen und dergleichen mehr. Aber man nannte mich einen Narren und jagte mich aus den Häusern; die Kinder verspotteten mich und bewarfen mich mit Steinen. In letzter Zeit glaube ich auch schon selbst daran, daß ich nicht zum Dichten taugte und — ich verlegte mich aufs Betteln... Vergangene Woche aber erfuhr ich, daß ich dennoch ein Dichter sei! Jawohl, ich bin ein Dichter!»

«Wieso hast du das erfahren?» fragte der Scheich voll Interesse.

«Während meines Umherwanderns übernachtete ich einmal beim weißen Brunnen im schmalen Felsental, am Fuße eines dichten Palmendickichts. Als ich am Morgen erwachte, herrschte tiefe Stille um mich herum. Ich nahm meine Laute zur Hand und begann darauf zu spielen. Mein Herz tat sich weit auf und alle zurückgedrängten Gefühle ergossen sich als honigsüße, glitzernde, sich emporschwingende Verse auf meine Lippen. Ich weiß nicht, was mit mir vorging: in Flammen stand der Himmel über meinem Haupt, zu einem Triumphbogen formten sich die Wolken. Das war die erste glückliche Stunde meines Lebens, deren Erinnerung ich nicht für allen Ruhm des Palastes, nicht für allen Reichtum des Bazars hergeben würde. Ich fühlte, daß ich ein Dichter sei!»

«Erzähle von dem Händler, Omar!»

«Seither fand mich die Morgenröte täglich bei der weißen Quelle, bei jedem Sonnenaufgang erfüllte mich Ruhm von neuem den Hain. Auch heute früh sang ich ein so trauriges Lied, als würde das Leid der ganzen Menschheit von meinen Lippen erklingen...»

«Von dem Krämer sprich, mein Sohn, von dem Krämer!»

«Nun denn, plötzlich saß der Fremde auf dem Teppich neben mir. Ich weiß gar nicht, wie er dorthin geraten war. Hinter ihm standen seine Freunde und Diener, beladene Kamele und Maultiere. Der wohlbeleibte Mann war offenbar unterwegs auf den Markt, um dort ein gutes Geschäft zu machen... Meiner Hand entsank die

Laute; der Krämer aber kniff wollüstig das eine Auge zu, küßte seine runden Fingerspitzen und sagte: «Das ist ein sehr hübsches Lied! Ich bin ein Sachverständiger, Omar, und ich kann dir sagen: die letzte Zeile ist ganz besonders wirkungsvoll! Singe es noch einmal, Freund!» — Und damit warf er mir ein Goldstück in den Schoß. Die anderen aber spitzten die Lippen, als schlürften sie süßen Honig, blickten zum Himmel empor und stimmten ihm bei: «Das ist ein sehr hübsches Lied!» — Mich packte ein unbeschreiblicher Abscheu, als hätte ich den Kuß eines Aussätzigen verspürt. Das Herz tat mir so weh, als wäre man mit schmutzigen Stiefeln darauf herumgetreten. Ich griff nach meinem Dolch, — alles andere weißt du, mein Herr! Ich bin kein schlechter Mensch. Den Steinhaagel des Pöbels habe ich immer ruhig über mich ergehen lassen, aber das Lob dieses Händlers, nein, sein Lob vermochte ich nicht zu ertragen!»

Omar verstummte. Die Freunde und Diener des ermordeten Kaufmannes aber schrien:

«Lasse ihn hängen, ehrwürdiger Scheich! Lasse den Mörder auf das Tor des Bazars hängen!»

Der Scheich sprach eine Weile kein Wort, sondern strich nur über seinen langen, weißen Bart. Omar schaute sich erhobenen Hauptes im Kreise um. Die Märchenerzähler, die alle sein Geständnis mitangehört hatten, die Alten ebenso wie die Jungen, blickten einander stumm und mit geröteten Wangen an, als würden sie sich selbst für die Schuldigen halten. Endlich hub der Scheich zu reden an, und er verkündete das Urteil:

«Ich kann nicht anders, Omar, ich spreche dich von der Anklage des Mordes frei. Alles andere erledige mit Allah selbst!»

«... Nun kennst du die Geschichte jenes Poeten aus Schirahan», beendete der alte Derwisch seine Erzählung. «Wenn du mir, o Herr, für meine Geschichte eine halbe Rupie schenken wolltest, würde ich für dich zu Allah beten, damit er deinen Schatten sehr lang werden lassen...»

Lim Chow

Aus dem Englischen nacherzählt von Marta Morf

Selbst für die eleganten Besucher des Moonlight Cafés machte die Erscheinung des eintretenden Lim Chow in seinem langen, schweren Bibermantel einen ungewöhnlichen Eindruck, so daß der alte Besitzer Wu Fen Chen mit ehrerbietender Miene sofort auf ihn zukam. «Ah, Sie sind der hochverehrte Lim Chow, den die Herren mit Spannung erwarten. Ich fürchte nur, mein Café könne Ihnen hohen Ansprachen kaum genügen. Aber kommen Sie bitte, Ihre Freunde erwarten Sie im obren Stock, ich will Sie selbst dahin geleiten.» Zu andern Zeiten wäre vielleicht Lim Chow über soviel Zuvoorkommenheit erfreut gewesen, in diesem Moment aber beschäftigten ihn zu sehr eine Menge verschiedenartigster Gedanken. Es war ihm eigenartig zu Mute, als er an diese jährliche Zusammenkunft der chinesischen Mitglieder des Universitätsclubs dachte; da waren gar viele alte Freunde zu begrüßen. Als er mit seinem Begleiter den langen Korridor durchschritt, hörte er Musik und frohes Lachen an seine Ohren. Ein leichter Schauer durchfuhr ihn. Sie traten in einen hell erleuchteten Saal und der Besitzer schloß leise die Türe hinter seinem Gast. Ein lächelndes Chinesenmädchen eilte herbei, um Lim Chow aus dem Mantel zu helfen. «Nein, danke», wehrte er ab, «ich bleibe nicht lange», und schon war er umringt von seinen einstigen Studiengenossen. «Lim Chow, wunderbar, daß du da bist», tönte es fast gleichzeitig aus dem Munde seiner Freunde. Archie Wong, der seinerzeit mit ihm das Zimmer geteilt hatte, zog ihn beiseite. «Wie kommt es, daß ich in all diesen Monaten nichts von dir gehört habe, seit der letzten Réunion habe ich dich nicht mehr gesehen, stimmt es, daß du in Südamerika weitest?» «Ja, ja, in Südamerika», entgegnete Lim Chow mit einem gezwungenen Lächeln. «Also», rief Matt Fung, «laßt uns anstoßen, Archie wollte uns nicht trinken lassen, bevor du da bist.» «Leider kann ich nur einen Cocktail nehmen, nachher muß ich sofort weg», erklärte Lim Chow. «Ich verlasse San Franzisko in einer halben Stunde und fahre nach New York.» Archie Wong betrachtete seinen Freund lange und nachdenklich, dann sagte er zu ihm: «Also, du bleibst nicht zum gemeinsamen Nachessen. Ich dachte, du würdest es auch begrüßen, wieder einmal unsere beliebten Spezialitäten von Anno dazumal genießen zu können; sie sind nämlich bereits bestellt.» «Wirklich schade, tut mir außerordentlich leid», murmelte Lim Chow, «aber dringende Geschäfte rufen mich.» «Wie wir gehört haben, warst du stets mit größtem Erfolg tätig», wandte Matt Fung ein, «wir gratulieren! Zieh doch deinen prachtvollen Mantel aus und bleibe doch ein wenig hier. Das ist ein Mantel!» entfuhr es ihm, während er mit den Fingern durch den seidnen Pelz fuhr. «Wird wahrscheinlich auch schön gekostet haben, wie?» «Ich kaufte ihn in Rio», bemerkte Lim Chow abwehrend. — Durch die halbhohe Tür gewahrte Lim Chow mit flüchtigem Blick den herrlich gedeckten Tisch, wo man bereits

daran war, eine Menge köstlicher Speisen aufzutragen. Seine Augen betrachteten diese mit heimlicher Begierde, bis er plötzlich den Blick Archie Wongs auf sich gerichtet sah. Etwas verwirrt schaute er weg. «Ich weiß», begann Archie Wong, «daß du ein vielbeschäftigter Mann bist, Lim Chow; aber bitte, besuche mich doch wieder einmal, ich habe einen Vorschlag, der dich sicher interessieren dürfte.» «Ich kann dir leider nichts versprechen», erklärte Lim Chow, «meine verschiedenen Unternehmungen nehmen mich so sehr in Anspruch, daß ich nirgends lange bleiben kann, ich komme oft kaum zum Schlafen.» — Cocktails wurden nun herumgereicht, Lim Chow stand noch immer in seinem schweren Mantel da und der Scheich begann langsam an seiner Stirne herunterzurutschen, als sich wiederum alle um ihn versammelten. Archie Wong erhob als erster das Glas und stieß auf das Wohl der Klubmitglieder an. «Es ist die Selbstachtung, meine Herren, ohne die es kein Chineses auszuhalten vermag! Selbst der reiche Mann ist arm ohne sie, sagte schon der weise Bodhidharma», schloß er seine an die Gesellschafft gerichteten Worte. Die Gläser klirrten und Lim Chow erhielt und gab eine Menge Komplimente, daraufhin verabschiedete er sich, nachdem er versprochen hatte, nächstes Jahr wieder anwesend zu sein. Als er draußen war, meinte Tom Poy: «Wenigstens einer unter uns hat es wirklich zu etwas gebracht. Lim Chow muß enorm reich sein. Es nimmt mich wunder, wieviele Millionen er hat.» Matt Fung warf ein: «Jedenfalls vertrat seine Art einen vornehmen Wohlstand.» Nur Archie Wong blieb stumm.

Draußen auf der Straße wandte sich Lim Chow von der hellbeleuchteten Avenue und betrat die schattige, kleine Allee hinter dem Café. Hier zog er den vielbewunderten Bibermantel aus und entnahm der einen Tasche eine Mütze, die er sich aufsetzte und tief in die Stirne zog. Als er in die andere Tasche fuhr und etwas Knisterndes herausholte, hatte er einen Augenblick mit der Versuchung zu kämpfen. Doch Lim Chow wußte, was Ehrlichkeit und Stolz wert waren und steckte kurzerhand die Banknote wieder in die Manteltasche. Dann rannte er zu jener parkierten Limousine, öffnete die Hintertüre und legte den luxuriösen Bibermantel wieder an den Platz, wo er ihn an diesem Abend so passend vorgefunden hatte. Seine Hände sanken tief in die Taschen des alten, ausgetragenen Anzuges, hungri, mit den Gedanken noch immer am kostspielig gedeckten Tisch des Réunionssoupers weiland, schlenderte er planlos durch die Straßen der nächtlichen Stadt. —

Später, als die Freunde aufbrachen, rannte Archie Wong zu seiner Limousine. Der Bibermantel, den er aus Eile, um rechtzeitig an der Zusammenkunft zu erscheinen, vergessen hatte mitzunehmen, lag noch im Auto. Auch die Banknote war noch in der Tasche. Er atmete auf. Eigentlich hatte er es ja gewußt, daß beides wieder dort sein würde.